

Auch eine Kriegsepisode

Autor(en): **A.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 17

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

land festzunageln, nicht aus Antipathie gegen das Reich, sondern um ihre wahrhafte Neutralität zu beweisen. Was jenseits des Bodensees vor sich geht, ist so neu, so himmelstürmend über alle bisher gewohnten Verhältnisse hinausgewachsen, daß man den gewohnten Maßstab nicht anlegen kann, ohne der Gefahr, kleinlich zu werden, in die Arme zu laufen. Was ist das Charakteristische am Krieg, was verleiht ihm seine faszinierende Macht? Alles erhebt er ins Ungemeine! Ein kriegsführender Staat gleicht einem grünen Ausflugsberg, der über Nacht zu einem grauenhaften, todspeienden Vulkan geworden ist, gleicht einer urplötzlich zum Blühen erwachten Wüste. In ihm wird der Tod Anfang und Regel, wie er früher Ende und Ausnahme war. In jeder Familie sitzt er zu Gast. Weil er so selbstverständlich geworden ist, hat er seine Schrecken verloren.

Darum kann trotz seiner das Leben ungestört seinen Gang nehmen.

Deutschland hätte insoweit nichts von anderen Staaten voraus, in die die Kriegsfurie ihre Fänge geschlagen. Aber hinter dem feldgrauen Tod, der zur Rechten wie zur Linken am Tische des deutschen Michels sitzt, steht noch der allmächtige Wirt, der ihm nichts mehr vorsetzen will: die gesperrte Grenze, das Gespenst der Aushungerung. Offenbar ist ein solcher Feind weit mehr als der Schlachtengott in der Lage, einen Staatshaushalt umzukrempeln wie einen Handschuh: nicht nur die Krieger, auch die Zuhausegebliebenen spüren da den Krieg am eigenen Leib. Und die Folge: Unzufriedenheit, Arbeitslosigkeit, Brotmangel, Friedensbedürfnis. In der Tat — das alles läßt sich finden in Deutschland! Lesen wir's nicht zum so- und sovieltenmal in den Zeitungen? Haben sich nicht Berichterstatter mit eigenen Augen davon überzeugt? Da sind wir aber schon wieder an dem Drehpunkt: andere Augen sehen anders. Seinen Freunden zeigt Deutschland ein freundlicheres Gesicht. Sie sehen trotz des Kampfes wider die halbe Welt, mehr noch, wider den Hunger, nichts als Siegesgewißheit, reichliche Volksernährung, rauchende Fabrikessen, unerschütterliche Einigkeit. Ein Quod erat demonstrandum für jeden Fall zu finden ist nicht schwer, nur muß man eben abzuschätzen verstehen, inwieweit der gefundene Beweis für eine Einzelbehauptung entscheidender Faktor sein kann für die Hauptrechnung. Und diese Fähigkeit geht merkwürdigerweise so manchem gescheiterten Kopf ab! Nichts ist schwerer umzustößen als ein vorgefaßtes Urteil.

Der Spiegel der Volksseele, sagt man, seien die Zeitungen. Also hatte man, um zu wissen, wie die Zeiger auf dem französischen oder englischen Zifferblatt stehen, nur nötig, an irgend einem Kiosk der S. B. B. Matin, Figaro oder Daily Mail zu kaufen. Sie werden zugeben, daß es selbst einem Neutralen einige Ueberwindung kosten müßte, vor einer solchen Volksseele den Hut zu ziehen. Schade (oder auch gottseidant) sagen Sie, der Krieg hat den schönen Spiegel zerschlagen. In den deutschen Zeitungen hingegen spiegelt sich tatsächlich das Dichten und Trachten des Volkes. Auf der Eisenbahn, in der Schenke, wie im Hotelvestibül, am Familientisch und bei Einsiedlerkrebren, an der Stalltüre und im Lift kann man über irgendein Ereignis vom politischen oder Kriegsschauplatz ziemlich dieselben Worte hören, in die das jeweilige Lokalblatt, bei nichtigen Dingen auch eine größere Preßgemeinde, seine Ansicht kleidete. Na also, da haben wir's ja, die deutschen Zeitungen belügen das Volk!, triumphiert der Skeptiker, während dem alten Fuchs, der den Rummel kennt, das öffentliche Meinung getaufte kautschukartige Gebilde längt keine Rätsel mehr aufgibt. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte: Urteilsfähige geben den Ton an, und die Urteilslosen lassen sich umso williger lenken, als sie es angenehm empfinden, wenn man ihnen die unangenehme Denkarbeit abnimmt. Direkt irreführende, weil geschmierte Artikel, sind für die deutsche Presse so undenkbar, wie für die schweizerische. Wenn die sensationelle Aufmachung, die einige Berliner Blätter schon vor dem Jahre 1914 aus England und Amerika übernommen hatten, scheinbar Schule gemacht hat, so ist diese Erscheinung offenbar nur vorübergehend und deshalb, weil einem besonderen Zweck entsprechend, im Interesse einer schnellen Orientierung eher zu begrüßen. Auch die Provinzblätter haben die großen Ueberschriften, Fanfaren, Lettern wie Geharnischte. Ganz gleich, ob es sich um Sieg oder Mißerfolg handelt. „Przempst gefallen!“ — das steht mit denselben Buchstaben da wie früher „Antwerpen gefallen!“ — „Der Untergang des U 29“ grinst es fast gleichförmig unter allen Zeitungsköpfen hervor, daß man sich unwillkürlich fragt, ob ein bißchen mehr Zurückhaltung hier nicht am Platze wäre. Es ist wie ein Prunken mit dem Verlust aus einem Gefühl überquellenden Reichtums heraus, oder aber wie ein feierliches Bekenntnis voll Ernst und Troß, das der Franzose mit einem wuchtigen Quand même! ausdrücken würde. (Schluß folgt.)

Auch eine Kriegsepisode.

Mancher Monat ist schon vergangen seit unsere wackern Soldaten an der Grenze stehen zu Schutz und Trutz fürs Vaterland. Zur Abwechslung wird es auch wieder einmal lebendig in unserer kleinen alten Garnisonsstadt, eine größere Truppenverschiebung hat in alle Schulhäuser Einquartierung gebracht.

Vor einem großen weißen Haus geht ein wettergebräunter Artillerie-Korporal zögernd auf und ab und wirft prüfende Blicke an der schönen Front empor. Dann, wie in plötzlichem Entschlusse wird der Aufgang zur Haustüre genommen — ach was! — der lange, strenge Dienst hat auch die Jünger der heiligen Barbara draufgehen gelehrt. Und oben steht er schon und hat die Flurglocke gezogen. Eine junge Frau mit einem Kindchen an der Hand öffnet und vernimmt erstaunt das Anliegen unseres Korporals.

„Nein, in diesem Haus ist kein Zimmer zu vermieten — vielleicht nebenan.“ — Sie weiß es nicht. Unschlüssig steht der Soldat — sichtlich verlegen und befremdet blicken die Augen der Frau. Da gibt er sich einen Ruck und hastig, fast flehend fragt er, ob sie nicht ein Klavier hätten und ob er einmal spielen dürfe? Da lächelt die Frau und meint freundlich, wenn ihm damit geholfen sei, solle er nur eintreten. Er schlägt die Hacken zusammen, nennt seinen Na-

men, den sie nur halb versteht. Flint sind Käppi und Seitengewehr abgelegt, das Instrument geöffnet — jetzt hat die heilige Cäcilia das Wort! Und wie er in die Tasten greift — wie herrlich die Töne perlen und quellen! Die junge Frau schmiegt sich wie gebannt in eine Diwancke, das Kindchen im Arm — fast möchte sie an ein liebes Wunder glauben — eine Rhapsodie von Liszt — dieselbe, die ihr Gatte so oft gespielt, bevor er, selber ein flotter Offizier, zur Grenzwacht ausgezogen. Sie lauscht und schweigt andächtig still als die Töne verklingen. Auch der junge Mensch am Instrument wendet sich nicht und wieder hebt er an; ein Beethoven-Konzert, in einer Vollendung, wie es wenigen vergönnt ist. Dann steht er auf, sich zu entschuldigen, des Eindringens, der langen Störung wegen und sieht die ehrliche Freude in dem Gesicht der jungen Frau. Da setzt er sich nochmals, um ihr zum Dank noch etwas vorzutragen, etwas Besonderes, etwas Eigenes. Dann aber, mit fröhlichem Dank und militärisch strammem Gruß ist er draußen, der sonderbare Gast, eh' die Frau nochmals nach seinem unverstandenen Namen hätte fragen können. Wer war er wohl? Einer von vielen, die im Dienste des Vaterlandes ohne Murren entbehren, was ihnen lieb und teuer ist. A. A.